



# Feierabend



Nr. 40.

Unterhaltungsbeilage.

1931.

## Weltgeschichte um einen Edelstein

Von Hedda Wagner.

Jahrmillionen lang hatten geheimnisvolle Mächte der Natur gewirkt, Materie mischend und trennend, unter unvorstellbarem Drucke sich gestaltend. Was sie geschaffen, beteteten sie unter ungeheuren Lasten, in abgründige Tiefen. Und wieder dauert es Myriaden von Jahren, bis das Werk vollendet ans Tageslicht trat. Ein Rubin ward gefunden in einem jener Steinbrüche Ceylons, die so reich sind an jenen funkelnden, geheimnisvoll gleichenden Naturwundern, die die gierigen Menschen Edelsteine nennen.

Er war schon durch viele Hände gegangen, als er die Stirn des Königshohes schmückte. Der hatte das Juwel an jenem Tage erhalten, als ihn sein Vater zum Mitregenten machte.

Unruhig war das Herz des Königshohes. Mitten in Glanz und Pracht, in Verschwendung und üppigem Genuß kam er nicht zum Frieden, nicht zur Ruhe. Die fand er erst an dem Tage, als er im gelben Mönchsgewand sich einreichte in die Schar der Jünger des Vollenkenden, des Buddha.

Einem persischen Kaufmann überließ er den Rubin; mit dessen Erlös errichtete er einen Rasplatz für kranke Pilger.

Hell schimmerte im Tempel der Aphrodite in Alexandrien gold-elfenbeiner Standbilder Brunn. Weihrauchwolken umwogten die Säulen. Blüten streute das Volk, Harfen erklangen.

Im Allerheiligsten stand die Göttin. Zu ihren Füßen dufteten die Wohlgerüche Afiens. Vor ihr kniete eine Frau in königlichen Schmuck. Ihre rosablassen Lippen lächelten gerade so grausam-beißend wie die marmornen der Göttin.

Lange betete die Frau, Schauer um Schauer liefen über ihre zarte Gestalt. Dann löste sie von ihrem Hals ein Geschmeide — purpurhell funkelte es im Lichte der duftenden Leuchten.

Um die schmalen Knöchel Aphroditens schlängelte Kleopatra, die in höchster Not um Hilfe stehende Königin Aegyptiens, eine Perlenkette — und der Abschluß des schimmernden Bandes war der Rubin. Jahrelanger Arbeitsschweiß einer Provinz klebte an dem

Juwel. Aphrodite sah noch immer lächelnd auf den Rubin herab, als längst schon Kleopatra im Biß der todbringenden Ratter die letzte Hilfe gesucht und gefunden hatte.

Wütendes Geschrei gelst durch Roms Gassen. Paläste brennen, Triumphbogen splintern. Blinde Barbaren stampfen über eine uralte, morsche Kultur und all ihre Schönheiten hinweg.

„Heil Marich!“ jauchzt die siegesberauschte Horde. Und greift nach Weibern und Pferden, nach kostbaren Gewändern und Goldbechern, nach edlem Hausgerät und Geschmeide.

Ein paar Tage später wird die Beute eines Weltreichs verteilt. Ein gotischer Edeling hält seinen Reitermantel mit einer Spange zusammen, an der es blüht, wie frisch verrieselndes Blut: ein Rubin ist's, groß wie eine Haselnuß.

Und wieder eine Zeit — und die letzten Goten sind gefallen. Syrische Händler streifen über das Schlachtfeld am Berg Vesuv, mustern die Leichen, wollen Gewinn ziehen aus Todesnöten.

Von der erkalteten Brust eines Toten wandert die Spange mit dem Rubin in den Beutel des Kaufmannes. Er weiß bereits einen Kunden dafür; der junge byzantinische Hofherr zieht jetzt heim zu den Tänzerinnen, die sich ihre Liebestrünke um kostbaren Schmuck ablaufen lassen. Da ist ein Geschäft zu machen, denkt der Alte, indes er wohlgefällig den tiefroten Stein abzuschätzen beginnt.

Ein Mann sitzt in einer Klosterzelle. Grau und schlicht ist sein Gewand, grau wie der Nebel draußen, der um Schottlands Berge wogt und wallt. Von seiner Rechten geht ein sanftes tiefrotes Leuchten aus: dort funkelt der Rubin, in goldenen Ringreifen geborgen, als Zeichen seiner Würde als Abt.

Der Mann ist geheimer Kunst ergebend. D, wüßten sie, seine frommen Mitbrüder, was er in stiller Kammer treibt — ausstoßen würden sie ihn aus ihrer Mitte. Zum Scheiterhaufen würden sie den Magier schleifen. Vor vielen, vielen Jahren, da hat ein Landfahrender, ein Zigeuner aus Indienland, es ihn gelehrt, wie man sich in

Schauung versetzen kann im Spiegel eines Edelsteines — und wie dann bunte, wirre, wüste und lodende Bilder der Vergangenheit wie lebhaftig an einem vorbeiziehen.

Und wenn die Brüder meinen, daß ihr Abt inbrünstig betet oder in gelehrten Schriften studiert — dann hat er sich in jenen tiefroten sanften Glanz versenkt und schaut. Schaut heidnische Göttinnen, stolze Frauen, nackte Tänzerinnen, Paläste in Flammen, Schatzkammern, wo in verschwiegener Stille die Schätze des Morgenlandes gehäuft ruhen, schaut und träumt. Und dann, mühsam erwachend, greift er zum Schreibrohr und Pergamentblatt um Pergamentblatt fällt sich mit Versen, mit Liedern, mit den halb unbewußten Sehnsuchtsräumen eines gefangenen Lebens, das in dumpfer Klosterzelle verkümmern mußte, weil seine Erzeuger allzu heiß nach weltlicher Macht und nach Kronen gesucht haben. Hart ist es, das Los eines geächteten Fürstensprosses.

In der Werkstatt des berühmtesten Goldschmiedes von Paris wird noch lange nach Feierabend gearbeitet. Große Bestellungen von Hofe gilt es auszuführen, und der Meister schmunzelt, wenn er den zu erwartenden Gewinn überrechnet. Hochzeit gehalten hat des Sonnenkönigs Bruder mit des englischen Königs Schwester. Und die blonden Edel Damen aus dem lustigen England, die mit Madame Henriette nach Paris gekommen sind, wollen ihre altmodischen Familienjuwelen nach neuestem Geschmack umgefäht haben.

Der Meister hebt einen Ring prüfend ans Licht. Er ist ein uraltes Stück und der Schimmer des Steins von magischer Schönheit.

Er hat ihn umgefäht — schmal und zierlich ist jetzt der Reif, der das Juwel hält, und Zeichen sind eingeritzt: ein Frauenname, eine Jahreszahl.

Wie schön wird die weiße Hand der blonden Lady sein, wenn dieser Ring sie schmückt, denkt der Meister. Er hat die Dame gegeben, als sie ihre Bestellung machte: holdselig war sie — aber traurig blickten ihre Augen.

# Arme Leute ziehen um...

Von Kurt Rudolf Neubert.

Ein Wagen steht vor dem Haus.  
 Hier müssen Leute ziehen.  
 Die Möbel sehen nach gar nichts aus.  
 Der Wagen ist geliehen.

Die Möbel sind ja wirklich nichts wert.  
 Doch schimpft jemand: „Vorsichtig tragen!“  
 Mißtrauisch äugt das einzige Pferd.  
 Vor dem hochbeladenen Wagen.

Man bleibt ein bißchen neugierig stehen  
 Und bedauert die armen Leute.  
 In den Spiegel hat schon die Großmutter  
 Gesehn.

Nur die Lampe, die ist von heute.

Die Bettstelle ist aus rohem Holz,  
 Der Mann hat sie selbst gezimmert.  
 Auf den Schrank, der jetzt kommt, ist die Frau  
 aber stolz.

Sie trägt einen Säugling. Er wimmert.

Die Frauen blicken zum Fenster hinaus  
 Und schähen die Frucht auf dem Wagen.  
 Bald schafft man das letzte Stück aus dem  
 Haus.

Dann kann man „Auf Wiederseh'n!“ sagen.  
 Sie kommen aber niemals zurück.  
 Wer weiß, wo die Leute wohnen!  
 Vielleicht haben sie Pech, vielleicht haben sie  
 Glück

In den neuen, fremden Zonen...

Eine Woche später trägt den Ring ein  
 landsüchtiger Mann. Weit, weit weg von  
 Paris, dorthin, wo in Deutschland wilder,  
 verbissener Kampf wütet, wo die Pfalz in  
 Flammen aufgeht. Dort wird sich auch für  
 ihn die Kugel finden, die ihn zur Ruhe  
 bringt.

Immer wieder preßt er die Lippen auf  
 den Ring, den seine braune Rechte trägt.  
 Den ihm eine kleine blonde Lady gab, ehe  
 man sie zwang, einem abgelebten Höfling,  
 der reich und mächtig ist, zum Altare zu  
 folgen. Und den sie dem Geliebten eines  
 einzigen schönen Festtages zum Geschenk gab.

Serenissimus lächelt: Zwischen steifen  
 Taxushecken schreitet er dahin, am Arm die  
 gepuderte, geschnürte, kokett lächelnde  
 Baronin.

Serenissimus ist zwar ein geistlicher  
 Fürst. Aber das tut nichts. Man kann sich  
 doch amüsieren, wie man will und mag.  
 Wenn auch von drüben überm Rhein schon  
 bedenkliches Wetterleuchten kommt.

Wie heißt das Sprichwort, das Wahr-  
 wort dieser Zeit? „Nach uns die Sintflut!“  
 Und Serenissimus zieht eine kostbare Email-  
 dase aus den Falten seiner seidenen Sou-  
 tane — drin blüht und funkelt es in roter  
 Lohr: eine Rubinspange. Eigenhändig be-  
 festigt er sie auf dem Spitzengieriesel, das die  
 zarte Büste seiner neuen Mätresse umgibt.  
 Der Rubin hat ihn den Jahresertrag zweier  
 Dörfer gekostet. Tut nichts: Donna Olym-  
 pia ist zu verführerisch. Und da sie nun,  
 um bei Hofe bleiben zu können, seinen  
 Jägermeister heiratet, muß er der Braut  
 des Barons doch ein Hochzeitsgeschenk  
 machen?!

Echter Koloßschmuck ist modern. Er  
 kostet zwar sehr viel, aber eine Dollarprin-  
 zessin kann sich auch solche Gelüste leisten.  
 Wohlgefällig dreht Miß Jessie das gepreßte  
 Lederetui mit der Rubinagraffe zwischen den  
 manikürten Fingern. Pa kauft ihr alles,  
 was sie will: Schmuck, eine Nacht, ein

Schloß in Frankreich, den dazu gehörigen  
 Marquis. Also ist das Leben schön! Be-  
 sonders wenn man es mit der nötigen  
 Dosis Sensation würzt.

In Europa ist großer Krieg? Es ist  
 pridelnd, geht mit einem Dampfer hinüber-  
 zufahren. Es soll verdammt gefährlich sein.  
 Eben darum hat sie Plätze auf der „Lusi-  
 tania“ belegen lassen. Man wird etwas er-  
 leben für sein Geld.

Die Rechnung des Dollargirls stimmt  
 nur allzugut. Die „Lusitania“ fliegt, fliegt  
 hinab ins schaurige Wellengrab — mit  
 allem, was an Bord gelebt hat, auch mit  
 Miß Jessie in Fuß und Dreck, die Rubin-  
 spange am tiefen Dekolleté ihres Abend-  
 kleides.

Auf dem Meeresarunde ruht der  
 Rubin aus von seinen Wanderungen durch  
 die Jahrhunderte. Göttinnen und Königin-

nen, Sublerinnen und Dollarprinzessinnen  
 hat er geschmückt. Männer haben um ihn  
 gebuhlet, der Bahnsinn hat mit ihm ge-  
 spielt, Verrat und Lüge haben ihn um-  
 lauert. Und nur allzu selten durfte er Mit-  
 tel sein für edles Tun.

Jetzt ist er heimgekehrt zu den dunklen  
 Gewalten, die ihn schufen. Auf dem  
 Meeresgrunde mag er liegen und rasten,  
 lange, vielleicht wieder einmal Jahrhunderte  
 lang. Vielleicht, daß ihn sein Karma wie-  
 der einmal an Ceylons Küste spült. Viel-  
 leicht, daß dann endlich das rastlose, has-  
 sende, liebende, nach Lust und Macht gie-  
 rende, niegesättigte Menschengeschlecht ein-  
 gegangen sein wird zur ewigen Ruhe.

Und dann walten wieder nur die dunk-  
 len Urkräfte, die Form und Farbe bilden  
 — ohne Zweck, ohne Ziel, jenseits von  
 Menschensehnen und Menschenteid.

# Erdenweh.

Eine Zukunftsgeschichte von C. Patrick Thompson.

In den Abendstunden eines Julisonntags  
 im Jahre 2571 wurden die Kaninchen des  
 Borewaldes zum erstenmal seit Kaninchen-  
 gebeten durch das Geräusch menschlicher  
 Schritte aufgeschreckt. Und das ging folgender-  
 maßen zu:

Als der junge Ehemann an diesem Mor-  
 gen erwachte und aus dem Bett sprang, zeigte  
 seine Frau, einer schläfrigen Nymphé gleich,  
 noch keinerlei Lust aufzustehen. Nachdem er  
 gebadet hatte, zog er sich rasch an und schnalzte  
 seine Flügel um.

Zum besseren Verständnis muß hier be-  
 merkt werden, daß etwa seit dem Jahre 2000  
 das Fliegen zur wichtigsten Fortbewegungsart  
 der menschlichen Rasse geworden war, die nun  
 fast ausschließlich in der Luft lebte, nachdem  
 die Eisenbahn von Passagierluftschiffen, die  
 Automobile von Aeroplanen und die Beine von  
 Flügeln verdrängt worden waren. Diese Flü-  
 gel, die man ablegte, wenn man sie nicht mehr  
 benötigte, wurden mittels eines kleinen, aber  
 überaus leistungsfähigen Radiummotors be-  
 trieben, der zur Zeit da diese Geschichte spielt,  
 eine derartige Vervollkommnung erreicht hatte,  
 daß er nur einhundert Kilogramm wog und in  
 einer Lederkassette von der Größe einer Zigar-  
 renschachtel untergebracht werden konnte. Jeder-  
 mann besaß solche Flügel, und es gab Men-  
 schen, die den Gebrauch der Beine fast vergeß-  
 ten hatten.

Der junge Ehemann unternahm heute  
 einen etwas längeren Ausflug als sonst, denn  
 es war ein strahlend schöner Sonntagmorgen.  
 Zurückgekehrt konnte er feststellen, daß seine  
 Frau bereits mit ihrer Toilette begonnen hatte.  
 Ihr Flugkostüm aus pelzbesetztem Satin stand  
 ihr ausgezeichnet.

„Fliegst du aus?“ frag er.  
 Sie nickte.  
 „Ja, die Meyers haben mich für heute  
 zum Lufttennis eingeladen. Willst du nicht mit-  
 kommen, Teddy?“  
 „Danke, bin zu solchen Späher nicht auf-  
 gelegt.“

Dabonstliegend winkte sie ihm Abschieds-  
 grüße zu. Teddy fühlte sich heute nicht wohl.  
 Er nahm einige vitalitätssteigernde Pillen zu  
 sich, durchmaß eine Zeitlang nachdenklich das  
 Zimmer und entschloß sich dann, einen langen  
 Flug zu unternehmen, um sich aufzufrischen.  
 Er durchmusterte den Aeroplanbestand seiner  
 Garage — den zwölfstündigen Touren-Luftsonn-  
 bus, den smarten kleinen Zweiflüger und den

Kennwagen. Er wählte diesen und schoß wie  
 ein Meteor in die Lüfte, als hoffte er, durch  
 eine solch rasende Geschwindigkeit seine üble  
 Laune zu verdrängen. Dank der Tätigkeit der  
 Hitzeausstrahlungstationen, die für eine gleich-  
 mäßige Erwärmung der Luftschichten sorgten,  
 war es auch in zwölftausend Meter Höhe recht  
 warm. Auch kein unangenehmer Wind machte  
 sich bemerkbar; dafür sorgten schon die Luft-  
 strömungs-Kontrollstationen. Die Wissenschaft  
 war der Natur völlig Herr geworden.

Daran dachte Teddy, während er mit 550  
 Kilometer Geschwindigkeit über den Kanal flog.  
 Alles schien so nutzlos und langweilig. Er  
 hätte gern in jener längst vergangenen Zeit  
 gelebt, da das Leben noch nicht so mühelos und  
 geebnet gewesen war. Damals gingen die  
 Menschen noch lange Strecken zu Fuß auf dem  
 Erdboden, wurden schrecklich müde und fanden  
 Beschmut daran. Sonderbar, wirklich sonder-  
 bar!

In diesem Augenblick sah er wieder Land  
 unter sich. Er schaltete die 800-Kilometer-  
 Geschwindigkeit ein, nahm Richtung zum Mit-  
 telmeer und wollte über die Ionischen Inseln  
 nach Port Said und von dort zum Äquator  
 fliegen. Er befand sich jetzt in der Rennfahr-  
 zone, dem höchsten aller üblichen Luftwege.  
 Acht-hundert Meter unter ihm rasten die Post-  
 flugzeuge nach Osten und Westen, weitere tau-  
 send Meter tiefer zogen die riesigen Aeroplane  
 des Passagierdienstes ihre stetigen, ruhigen  
 Bahnen. Unter diesen flogen die Privatflug-  
 zeuge und bloße zweitausend Meter über dem  
 Meerespiegel bewegten sich gemächlich, im  
 Schnecken-tempo von hundert Kilometern die  
 Stunde, die gewaltigen Lastflugzeuge fort. Es  
 war streng verboten, mit Flügeln in eine Höhe  
 von mehr als 1500 Metern aufzusteigen.

Ueber Capri fliegend, gewahrte er den ries-  
 igen Bergnützungspark der Küste, der an vielen  
 Tausenden von Ballons besetzt war. In Ge-  
 danken versunken achtete er nicht der Richtung  
 und besand sich auf einmal über der Wüste  
 Sahara. So raste er den ganzen Tag nach  
 Süden, Osten, Norden und Westen hoch über  
 der Erde umher und als er sich endlich zur  
 Heimkehr entschloß, war es bereits 5 Uhr nach-  
 mittags geworden. In einhundert Stunden  
 war er zu Hause angelangt. Da seine Frau  
 noch nicht zurückgekehrt war, legte er seine  
 Flügel an und flog zum Lufttennisplatz der  
 Meyers. Die untergehende Sonne färbte den  
 Himmel mit seltsam-rötlichen Farben. Und  
 kaum hatte er sich recht versehen, war seine

Frau an seiner Seite. Sie war müde geworden und freute sich, daß Teddy sie abholte.

Aber Teddy war verdrossen. Als sie über dem Barenwald dahinslogen, so niedrig, daß die ganze wilde Schönheit dieses Moorgebietes deutlich wahrgenommen werden konnte und sein herber Duft an ihre Nasen drang, empfand Teddy einen heftigen Schmerz. Er griff an seine Kehle und ließ seinen Blutkreislauf stocken. Unwillkürlich stieß er einen Schrei aus, schloß die Augen, schlang seine Arme um seine Gefährtin und hörte auf zu fliegen. Sie landeten in einer Flut von dünnen Blättern — umverkehrt. Die Kraft der Flügel der jungen Frau hatten ausgereicht, um beide vor Knochenbrüchen zu bewahren. Und da saßen sie nun lange und starrten einander an, er allzusehr erschreckt, sie allzusehr verwundert, um ein Wort sprechen zu können. Erst nach langer Pause sagte er:

„Ich weiß, was schuld daran war. Es war die Luft, zuviel Luft . . . Ich hatte Sehnsucht nach der Erde. Ich hatte Erdenweh.“

Und so kam es, daß im dämmerigen Barenwald die Kaninchen aufgeregt und verängstigt durcheinander liefen, zum ersten Mal in ihrem Leben durch das Geräusch menschlicher Schritte aufgeschreckt. Denn die beiden Menschen gingen tatsächlich am Abend dieses Sonntags zu Fuß durch die Wälder und taugigen Felder nach Hause — drei ganze Kilometer zu Fuß! Und sie waren beide ganz unbegreiflich glücklich!

### Erlebnis mit dem Tode.

Von Victor Auburtin.

In der Tür des luxuriösen Geschäftes lagen die süßlichen Orangen zum Verkauf aus.

Kleine behende Mandarinen. Gelbe und dünnhäutige Apfelsinen aus Valencia in Spanien. Und die großen goldroten Kugeln, die von der Insel Sizilien kommen.

Ich trat hin und nahm die größte unter den Sizilianerinnen. Wie fest sie sich anfühlte;

und wie herrlich schwer und kühl und rund sie die Hand fühlte! So muß, meines Erachtens, der Apfel der Eris gewesen sein, der in den Saal der Götter geschleudert wurde und um den dann der Trojanische Krieg ausgefochten worden ist.

„Nehmen Sie doch lieber eine von den dünnhäutigen Apfelsinen!“ sagte der Delikatessenhändler. „Die sind zwar unscheinbarer, schmecken aber gerade so gut und sind um die Hälfte billiger.“

„Aber ich will keine unscheinbaren Orangen“, sagte ich. „Steher Herr Meyer, eine Orange ist ja nicht dazu da, die Hälfte billiger zu sein. Und sie soll auch nicht besonders gut schmecken. Meistens schmecken die Orangen ja überhaupt nicht, sondern schön soll sie sein in der großen Kristallschale; das Gold im Eisen!“

Damit nahm ich die große Orange und trat von dem Tisch weg, um zu zahlen. Und in diesem Augenblick ereignete sich die Katastrophe.

Die schwere, eiserne Kollgardine des Ladens hatte sich gelöst und schlug mit einem furchtbaren Donner gerade dort ein, wo wir beide eben gestanden hatten, der Herr Meyer und ich, und zerstückelte den Tisch, daß alle diese Orangen zerfiel in die Höhe sprangen.

Der Herr Meyer und ich sahen uns an und waren still. Der Tod hatte nach uns gegriffen und sich nur um eine Sekunde geirrt.

Aber wäre es nicht vielleicht gut so gewesen? Daß der Tod mich traf, während ich Worte der Weisheit sprach? Eine goldene Frucht in der Hand wäre ich durchs elfenbeinerne Tor des Schattenreiches geschritten; und Arm in Arm mit einem Delikatessenhändler wäre ich vor Gottes Richterstuhl getreten.

Ganz abgesehen davon, daß ich allen meinen Freunden und Bekannten Gelegenheit gegeben hätte, zu bemerken: „Na natürlich! Wie gelebt, so geendet! Wo sollte er anders sterben als in einem Delikatessensladen.“

### Kinder um Frieden.

Von Pierre Laurent.

Jahre und Jahre sind vergangen, seit während des Weltkrieges eine Bombe in einen Kindergarten fiel und junges, frisches Blut den Boden tränkte. Voll Schandern denkt jeder an diese Zeit zurück. Unfassbar scheint sie, ein Zerrbild der Kultur und Menschlichkeit. Man breitet Vergessen darüber, um nicht an der Menschheit und sich zu verzweifeln . . .

Ein strahlender Frühlingstag.

In der mageren Wiese der Stadtperipherie tanzten Kinder herum. Alle lachen, jubeln Sonne und Jugend entgegen. Eltern stehen vor ihren Siedlungshäusern und sehen hinüber, ob die Schützlinge auch brav sind. Frieden liegt über der Stadt. Ueber dem Land. Wuchert in Menschen. Sie haben Ziele der Arbeit vor sich, Frieden in sich.

„Vater!“

Die zwei Kleinen umfassen die Beine des Mannes. Er hebt sie empor, küßt die blühenden Wangen und jauchzenden Lippen. Dann geht er an die Arbeit. Felle fliegen durch die Luft. Kinderfüße steigen und stolpern über kleine Erdbügel. Blumen grünen zum Blauhimmel empor.

„Schau!“

Kinderfinger weisen zum Firmament auf. Ein Surren weht über die Erde hinweg. Das stolze Flugzeuggeschwader fliegt zur Parade aus. In der Formation eines spitzen Winkels.

Schimmernd in der Sonnenluft, tolt wie Libellen. Männer und Frauen blicken finstern empor. Erinnerungen greifen zurück, reißen Angst und Schmerzen auf. Vergleiche zum Heute, zum Weltkrieg. Männer, Hände in Hosentaschen, setzen den Weg fort. Es ballen sich Erinnerungsfäuste.

„Heute ist es anders!“ sagen die Alten. Doch die Kinder werfen ihr Staunen empor, strecken die kleinen Arme, jauchzen auf. Phantastie spielt, rankt sich um Ungewisses, Ahnungslosigkeit, Nichtverstehen.

Nun sind die Flieger über der Wiese. Doppeldecker. Rassist. Stolz. Bewimpelt und frisch lackiert wie Schiffsleiber vor dem Stapellauf. Die Kinder starren mit offenem Munde und aufgerissenen Blicken empor. Mit pochendem Herzen, siebernden Wangen.

„Oh . . . schön . . . Im Krieg“, sagt der Vater, „haben sie Bomben abgeworfen. Und Menschen sind gestorben . . . oh! . . .“

Ein Strich löst sich los. Jagt senkrecht herab, denn es ist windstill. So rasch, daß niemand ihn bemerkt, diesen Strich. Es hätte auch wenig Sinn, denn ein Augenblick kennt keine Verkleinerung im Menschenleben. Man hat ihn bereits vergessen, diesen Strich, er liegt

Jahre zurück . . .  
Witten in die Wiese jagt der Strich hinab. Augenblickschnell. Sekundenhaft. An den Kindern vorbei.

Donnerndes Aufbrechen . . . ein Krachen, Zerquetschen, Zerlegen . . . ein Knall . . . Erdbeben rundum. Rauch, Staub, Erde in der Luft. Helle Kinderfleder mitten drin. Zerziffene Schreie extrinken im Drunter und Drüber.

Furchtbares, lastendes Schweigen. Stille.

Mütter laufen herbei. Fallen, springen auf, laufen vorwärts. Fallen wieder. Väter stürmen von der Arbeit fort. Mit geballten Fäusten vor sich, Krämpfe in Hirn Herz. Eltern stehen vor zerlegten Kindern, zerlegtem Glück, zerlegter Hoffnung, zermalmer Zukunft, zertrümmten Zielen . . .

Die Zeitung berichtet:

„. . . Ein furchtbares Unglück hat sich gestern bei der Parade des Luftgeschwaders an der Peripherie unserer Stadt ereignet. Von einem Flugzeug löste sich aus bis jetzt noch ungeläuterten Gründen eine schwere Ekstrabombe und schlug in eine Wiese ein, auf der Kinder spielten . . . Der Präsident der Republik ließ sofort die Parade abbrechen und begab sich erschüttert an die Unglücksstätte . . . Zwölf Kinder . . .“

Wozu diese Erschütterung eines Präsidenten? Die Erschütterung und Entrüstung der ganzen Menschheit!

Aber niemand hat sich entrüstet. Man beließ dieses Geschehen bei der Erschütterung und einer abgebrochenen Parade.

So geschahen über ein Dezennium, nachdem der Weltkrieg Millionen Menschen zerbrach. Mitten im tiefsten Frieden.

Trotz Weltabrüstungskonferenzen!

### „Unter der Lupe“.

Gerne sagen wir von uns „so bin ich nun einmal“. Das soll eine Rechtfertigung sein. Statt daß wir die Frage aufwürfen, ob wir denn auch so sein dürfen?

Wir werden gut daran tun, jeden uns im Scherz gemachten Vorwurf auf seine Berechtigung hin zu prüfen und, statt ihn übelzunehmen, als Wink zu betrachten, dem zu folgen oft ratsam ist.

Nichts, weder einen Menschen noch seine Arbeit, Sport, Sammlung oder was es sonst sein mag, darf man so lieben, daß man sich an sie verliert. Denn dann lieben wir nicht mehr, sondern wir sind besessen, sind Sklaven, für die es noch nicht einmal Feiertagen gibt.

Wenn wir unter den Schlägen des Schicksals fürchten zusammenbrechen zu müssen, tun wir gut daran, uns vor Augen zu halten, daß es kurz vor Sonnenaufgang am kältesten ist.

Es ist nicht ratsam, ein Unrecht mit einem anderen heimzuzahlen, weil man damit seine Trümpfe aus der Hand gibt.

Unglücklich sind die meisten lediglich, weil sie zu viel von anderen oder vom Leben, aber zu wenig von sich selbst fordern. Sie treten mit Ansprüchen in die Welt, statt an die Gegenleistung zu denken. Würden sie sich fragen, worauf sie denn ihre Forderungen begründen, wodurch sie sich Renten überlegen fühlen, denen es noch weit schlechter geht, dann wären sie bei einzigem Gerechtigkeitsinn mit ihrem Lose recht zufrieden.

Unseren Mitmenschen fügen wir weit mehr Böses durch Fahrlässigkeit und Gedankenlosigkeit als durch Bosheit zu.

Alle Feigen sind grausam, fast alle Taperen human. Davon macht nur das Urteil über uns selbst eine Ausnahme.

Voran man den Mähiggänger erkennt? Daran, daß er keine Zeit hat! Das wird wohl auch der Grund dafür sein, daß er sie uns mit seinem dummen Geschwätz so gerne stiehlt.

Wir haben diese „Betrachtungen“ dem Buch „Unter der Lupe“ von Dr. Max Kemmerich entnommen, das kürzlich im Albert Langen-Verlag in München erschienen ist.

### Vergiftung der Pflanzen durch Großstadtluft.

Die Ausdünstungen der Großstadt, die einmal in großen Staubmassen verschiedener Art, worunter der Kohlenruß eine große Rolle spielt, und ferner in mancherlei Gasen bestehen, sind nicht nur für die menschliche Gesundheit schädlich, sondern auch für die Pflanzenwelt. In Ortschaften, die durch eine besonders lebhafte Fabrikaktivität ausgezeichnet sind, schwimmt der Regen ziemlich beträchtliche Mengen von mineralischen Salzen und wenigen Stoffen herab, unter denen sich auch Säuren in verhältnismäßig großen Mengen zeigen. Der Regen in Städten, wo wenig Fabriken sind, ist viel reiner, aber doch noch längst nicht so frei von derartigen Beimischungen wie ein Regen auf dem Lande. In diesen Unterschieden prägt sich deutlich die Beschaffenheit der Luft aus, da sie vom Regen gleichsam gewaschen wird. In einer wissenschaftlichen Vereinigung für Landwirtschaft in England sind Untersuchungen beschrieben worden, die sich auf die Behinderung des Pflanzenwachstums durch die Verunreinigungen der Großstadtluft beziehen. Die Studien bestanden teils in Versuchen mit der Zucht von Pflanzen in Töpfen, teils in Beobachtungen in Gärten und Parks. Es stellte sich heraus, daß die Wirkungen der Luftverunreinigungen von mannigfacher Art sind. Vor allem werden die Poren der Pflanzen dadurch verstopft, namentlich wenn sie in Vertiefungen liegen wie bei den Koniferen. Außerdem leidet aber auch die Zusammensetzung des Bodens. Die Folgen können verschieden sein und bis zum völligen Absterben der Gewächse gehen. Auch die überlebenden werden zum mindesten schwer geschädigt, wenn die Verunreinigung der Luft einen erheblichen Grad erreicht. Besonders bemerkenswert ist noch die Ermittlung, daß der durch die Luft verunreinigte Regen sowohl den Ertrag wie den Eiweißgehalt des Grasens herabsetzt, dagegen seinen Fasergehalt vermehrt, so daß sein Wert als Futter sehr vermindert wird.

### Geschlechtsumwandlung bei Wirbeltieren.

Daß bei so hoch organisierten Tieren wie den Wirbeltieren eine völlige Umwandlung des Geschlechts möglich ist, muß als überraschende Tatsache angesehen werden; und doch ist schon seit längerer Zeit bekannt, daß bei manchen tropischen Fischen, zumal bei gewissen Labrinfischen, die Weibchen sich in jedem Alter in Männchen verwandeln können. Die neu entstandenen Männchen erlangen dann genau die gleiche Fortpflanzungsfähigkeit wie die übrigen Männchen und die gleichen sich auch in allen sonstigen Gewohnheiten und Instinkten durchaus dem neuen Geschlecht an. Von besonderem Interesse ist es, daß bei dieser Geschlechtsumwandlung nicht selten auch eigenartige Zwischenformen vorkommen, bei denen die Umwandlung in das neue Geschlecht un-

vollständig bleibt, so daß dann Tiere entstehen, die gleichsam ein Mittelglied zwischen den beiden Geschlechtern bilden.

### Was mancher nicht weiß.

Menschen mit grünem Haar findet man in Chile, bei den großen Kupfergruben. Dort wird das Roherz in Hochöfen geröstet, und die Dämpfe dieses Verfahrens führen ziemlich rasch die seltsame Farbänderung herbei. Im übrigen bleibt das Haar unbeschädigt.

Ein Knabe zwischen neun und dreizehn Jahren braucht ebensoviel Nahrung wie ein erwachsener Mann. Zwischen vierzehn und zwanzig braucht er mehr als ein Erwachsener. Bis zu zwölf Jahren braucht ein Mädchen ebensoviel Nahrung wie ein Knabe. Von zwölf Jahren an ist es soviel wie eine erwachsene Frau.

Ein Mensch kann etwa sechs Tage lang ohne Schlaf bestehen, wie es zum Beispiel in Amerika bei Motorradrennen vorgekommen ist, doch ist dieser Zustand der langen Schlaflosigkeit sehr schädlich für die Gesundheit. Der Normalmensch kann nicht länger als achtundvierzig Stunden ohne Schlaf sein.

Die Handelsflotte der Welt hatte im Jahre 1890 11.000 Dampfschiffe und 21.000 Segelschiffe, 1900 gab es 16.000 Dampfschiffe und nicht 12.000 Segelschiffe, 1910 22.000 Dampfschiffe und 8000 Segelschiffe, 1920 nur noch 5000 Segelschiffe und jetzt nur noch etwa 3000, während die Zahl der Dampf- und Motorschiffe auf 29.000 gestiegen ist.

Interessant ist ein Ueberblick, wo wir die Leute zu finden haben, die die meisten Reisen unternehmen. An der Spitze stehen zweifellos die Engländer, da auf den einzelnen Engländer durchschnittlich 36 Eisenbahnfahrten im Jahr kommen, während der Deutsche 31 Reisen unternimmt. Ein Norweger macht sieben Reisen jährlich, ein Grieche aber muß sich mit einer einzigen Reise im Jahr begnügen.

Sehr eigenartige Formen der Förderung des Nachwuchses findet man bei den Schildläusen. Die Weibchen sind ungeflügelt und nur in der Jugend beweglich; nach der Begattung lagern sie sich meist dauernd auf ihrer Nährpflanze fest und verkümmern so, daß sie wie ein Auswuchs der Pflanze aussehen; nach ihrem Tode bilden sie eine Hülle für ihre Eier.

Auf der Zunge einer Schnecke, die wie ein langes, schmales Band aussieht, hat man bis zu 30.000 Zähne zählen können.

### — Weiteres. —

Ein Zwischenruf. In einer Gewerkschaftsversammlung waren die Vertrauensleute während der Aussperrung gezwungen, sich mit einem ganz bornierten KPD-Mann zu beschäftigen. Ein Redner meinte: „Wir müssen zu einem einheitlichen Handeln kommen. Die Kollegen von der KPD, müssen endlich Verunft annehmen.“ Da rief der Kommunist B.: „Da kannst du lange warten!“

Dienst am „Kunden“. Ein Herr zu einem Begelagerer: „Einschuldigen Sie bitte, ich habe keine Vertiefungen bei mir. Aber ich mache Ihnen einen anderen Vorschlag: Ich werde diesen Weg meinen Bekannten empfehlen.“

Rechtsanwälte. Ein junger Rechtsanwalt kommt voller Freude zu seinem Vater und erzählte ihm, daß der schon über fünfzig Jahre schwebende Prozeß K. K. kontra M. M. auf Grund seiner rastlosen Bemühungen nunmehr durch einen Vergleich beendet worden sei. —

Schüttelt der Vater, der ebenfalls Rechtsanwalt gewesen ist, mißbilligend sein Haupt und sagt: „Mit diesem Prozeß habe ich meine Praxis begonnen. Deine Mutter habe ich mit Hilfe dieses Prozesses heiraten können, später habe ich dich davon studieren lassen. Jetzt habe ich dir den Prozeß als Heiratsgut mitgegeben. Und du leichtsinniger Mensch verschleuderst innerhalb weniger Monate ein Gut, von dem noch deine Kinder hätten leben können.“

Musikfreund. „Gehen Sie gern in die Oper?“ — „Ja, und besonders wenn die Musik laut genug ist, daß man nichts von der Unterhaltung ringsherum hört.“

Der Gefangene. „Bitte, Sir, einen Penny. Ich war neun Jahre in Gefangenschaft.“ — „Neun Jahre hat doch der Krieg nicht gedauert.“ — „Offen gestanden, Sir, es war nicht im Krieg.“

Geständnis. „Wenn du mich nicht geheiratet hättest, Emil, hättest du mich dann auch noch lieb?“ — „Sogar noch lieber, Emille!“

Vorschlag zur Güte. Knatter streicht wieder einmal vor dem Richter. „Sie sind nun schon vierundzwanzigmal wegen Schnellfahrens bestraft worden“, sagt der Richter mit Strenge. „Was sollen wir denn diesmal mit Ihnen machen?“ — „Vielleicht eine kleine Jubiläumsfeier, Herr Richter!“ schlägt Knatter vor.

### Schach-Ecke.

Alle Zuschriften und Anfragen an Gen. Wenzel Schachow, Zwettzn Nr. 65 bei Teplitz-Schönan. Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

#### Schachaufgabe Nr. 54.

Von Josef Schöpka, Eidlitz. Schwarz: Kb7; La3; Ba6 (3).



Weiß: Kd7; Df1; Tg8; Ld6 (4). Matt in zwei Zügen.

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an oben genannte Adresse zu senden.

#### Lösungszug zu Nr. 51: Lb5-g4!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Walter Ludwig, Robert Frank, Edmund Ferdinand, Michel Rudolf, alle aus Zwittau; Oyna Josef, Gostomitz; Adolf Wenzel, Arnsdorf b. Haida; Fohrer Otto, Saaz; Böhmert Max, Pachmann Reimsold; Mähldorf Adolf, Die Anton, alle Litschen; Ulrich Richard, Görtau; Sachs Anton, Trauschwitz (Nebenlösung keine vorhanden); Tannebier Emil, Litschen; Hofmann Johann, Proßbau; Kreibitz Franz, Hochoborn; Triltsch Gustav und Dual Adolf, Witzschau; Kreiner Wilhelm, Teplitz; Wertz Rudolf, Proßwitz; Swoboda Josef, Nechwitz; Altschmied Josef, Reuhof; Beutel Wilhelm, Arnsdorf bei Litschen.

V. Kreis, II. Bezirk. Der Arbeiter-Schach-Klub Witzschau veranstaltet anfänglich seines fünfjährigen Bestandes ein Jubiläumsturnier mit folgendem Programm:

- 1. Ein Mannschaftsturnier zu 8 Spielern.
- 2. Ein Einzeltturnier 8 bis 10 Teilnehmer.
- 3. Ein Witzturnier im Cupstil für sämtliche Teilnehmer.

Einladungen sind bereits an alle Vereine ergangen. Sch—ck